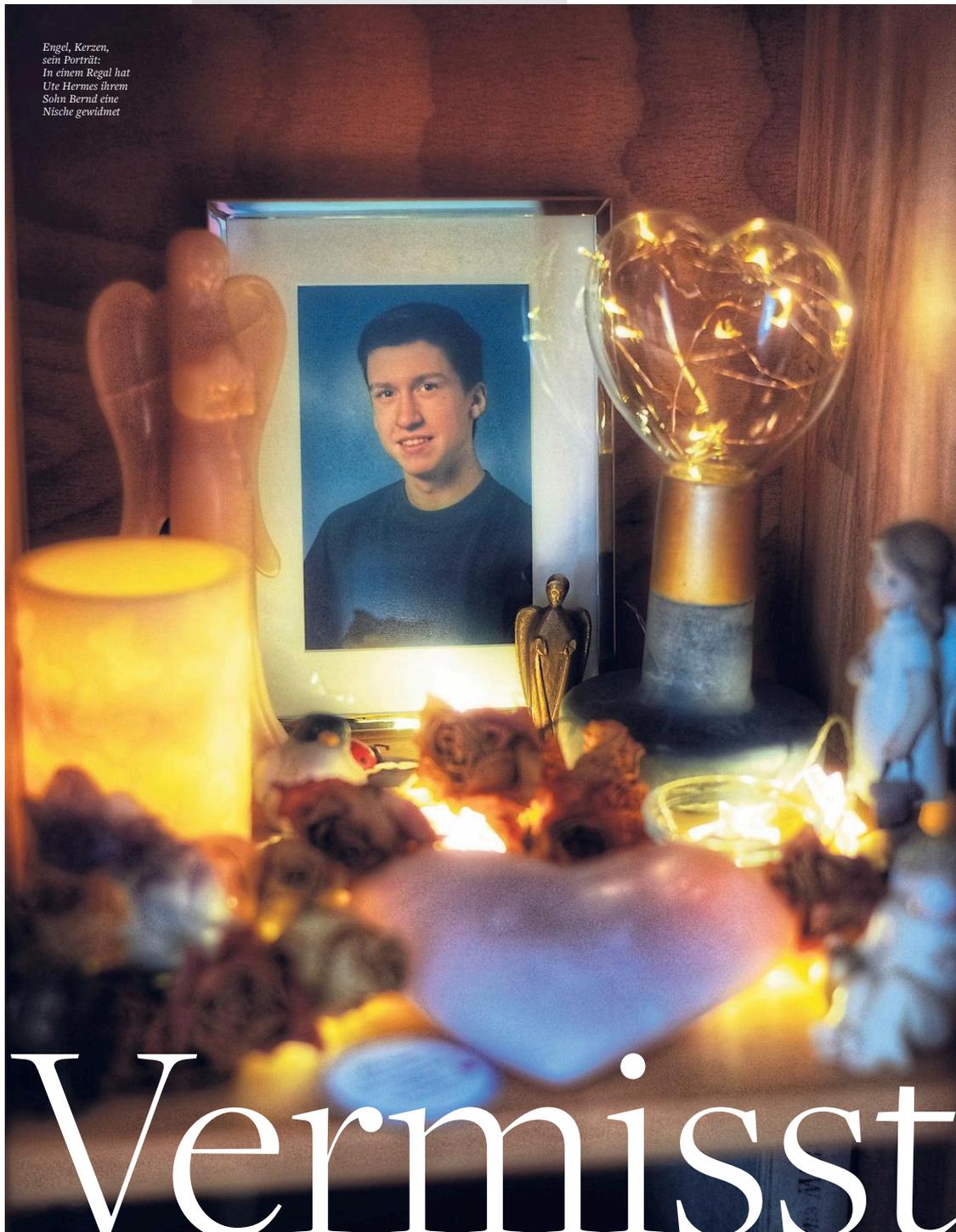


Engel, Kerzen,
sein Porträt:
In einem Regal hat
Ute Hermes ihrem
Sohn Bernd eine
Nische gewidmet



Vermisst

Wie lebt man weiter, wenn das eigene Kind verschwindet? Das Leben von Ute Hermes drehte sich zehn Jahre lang nur darum, ihren Sohn wiederzufinden. Auch auf eigene Faust, als die Polizei die Suche eingestellt hatte
*Von Céline Lauer,
Fotos: Martin U.K. Lengemann*

Z

Zehn Jahre sind genug. Sie greift nach dem Sammelordner und geht hinaus in den Garten, eine 52-jährige Frau mit zierlicher Figur und hennarotem Haar. Einer der Blumentöpfe hat einen Riss, sie stellt ihn auf den Rasen, schlägt den Ordner auf: Seiten voller Fingerabdrücke, Wasserfarben. Kinderbilder. Sie löst das oberste Blatt, betrachtet es, dann zündet sie es an und wirft es in den Topf. Sie sieht zu, wie das Bild zerfällt. Das nächste Blatt. Das nächste Streichholz. So lange, bis der Ordner leer und das Feuer erloschen ist.

So erinnert Ute Hermes jenen Tag im März 2005, an dem sie endlich loslassen will. Nach einem Jahrzehnt ohne ihren Sohn.

Vermisst, Bernd Schirmmacher. Geboren am 16.02.1982 in Ahlen/Westfalen, ca. 1,76 Meter, schlanke Statur, mittel- bis dunkelbraune Haare, braune Augen. Als sie für die Suche nach ihrem Kind einen Steckbrief schrieb, rang sie um jedes Detail. *Schuhgröße 40. Raucher. Markante Nase.* Sie dokumentierte seine Tätowierung, seine Narben. Erinnerungen kamen hoch, sie setzte sie in Klammern: *(nach Unfall mit einer Schaukel als 7-Jähriger).* Ihre Furcht ließ sich nicht einklammern; sie brach immer wieder in der Vergangenheitsform durch. *Kaute Fingerringel. Trag Ohrstecker links. Nickname bei der Chat-Plattform ICQ war Anok.*

Für den Steckbrief wählte sie eines ihrer Lieblingsfotos von Bernd, mit Bürstenfrisur und im weißen Hemd; es war bei ihrer zweiten Hochzeit aufgenommen worden. An jenem Tag hatte sie sich von ihrem Sohn zum Altar führen lassen; später servierte er die Getränke. Was für ein zuvorkommender junger Mann, sagten die Gäste. Und so aufmerksam. Ute Hermes erzählte ihnen nicht, dass Bernd den Leuten manchmal etwas vorspielte, wenn es ihm nutzte. Und dass sie immer noch heftig stritten, wenn es mal nicht nach seinem Willen ging. Sie sah zu, wie er Wein nachschenkte, und war stolz auf ihn.

Jeden Tag werden in Deutschland zwischen 200 und 300 Menschen als verschwunden gemeldet; 80 Prozent der Fälle erledigen sich binnen eines Monats. 10.600 Vermisste sind aktuell bundesweit bei der Polizei registriert. Manche dieser Fälle bewegen die Öffentlichkeit besonders, vor allem dann, wenn die Vermissten jung sind – wie im Fall der 15-jährigen Rebecca aus Berlin, deren Schicksal seit sechs Wochen das ganze Land beschäftigt. Es sind Ausnahmen. In der Regel verschwindet ein Mensch, und kaum jemand interessiert es, außer die Angehörigen und Freunde.

Bernd Schirmmacher verschwand im Alter von 22 Jahren in der Nacht vom 4. zum 5. Februar 2005. Seine Mutter begann nach ihm zu suchen, und über dieser Suche ist ihr mehr und mehr ihr eigenes Leben entglitten. Davon erzählen die Statistiken nichts. Sie erzählen auch nichts davon, wie die Polizisten die Fälle erleben, die sie bearbeiten. Oder wie die Gesellschaft mit Menschen umgeht, die einen Angehörigen verloren haben.

Ute Hermes hat sich dazu entschieden, über ihre lange Suche nach Bernd zu reden. Sie sagt, vielleicht helfe es ja Menschen, die Ähnliches erlebt haben. Und den anderen, es zu verstehen.

Es ist ein Samstag im Januar 2005, als sie sich widerstrebend auf den Weg zu Bernd macht. Seine Freundin hat sie gebeten, in die gemeinsame Wohnung zu kommen, weil sie sich von ihm trennen will. Die beiden Frauen mögen sich, Ute Hermes will sie unterstützen. Sie fährt mit ihrem Mann, Bernd's Stiefvater, nach Ahlen. Zu dem leiblichen Vater ihres Sohnes hat sie keinen Kontakt mehr. Auf der Fahrt ist es still im Auto. Seit Bernd volljährig ist, hat er erst mal alles ausprobiert: das Leben, die Liebe, sich selbst. Die eigene Wohnung, die er unbedingt wollte, nur um das Gefühl auszukosten, tun und lassen zu können, was er will. Und nun, nach

zwei abgebrochenen Lehren, jagt er Schätze in Online-Rollenspielen, während seine Freundin das Geld für die Miete verdient. Fühlt er sich der Welt nicht gewachsen? Ute Hermes weiß es nicht. Sie wünschte, dass ihre Beziehung zu Bernd unbeschwerter wäre.

Zu viert sitzen sie zusammen. Ute Hermes fühlt sich fehl am Platz. Bernd blickt kaum von seinem Handy hoch. Als seine Freundin verstummt, fragt er „War's das?“ und geht. Ute Hermes muss daran denken, wie sie Bernd als kleinen Jungen einmal schluchzend im Treppenhaus gefunden hatte, wo sein Vater ihn einfach sitzen lassen hatte. Ein Vater, der lange Zeit gar nichts von einem Sohn wissen wollte. Nun ist es Bernd, der einfach den Raum verlässt, ohne ein Wort des Abschieds, ohne einen Blick zurück. Nach außen hin, sagt sie heute, war Bernd immer eine laute Person. Aber dahinter versteckte sich eine traurige Seele.

Ein paar Tage später telefonieren sie noch einmal kurz. Bernd erzählt, dass er ausgezogen sei und bei seiner Großmutter übernachtet habe. Es wird ein kurzes Gespräch. Ute Hermes bietet ihm keine Hilfe an; Bernd bittet nicht darum. In den Tagen danach bleibt es still. Sie denkt sich nichts dabei. Ihr Kontakt ist eher lose; wenn Bernd sich nicht meldet, heißt das, dass ihm nichts fehlt. Nach einer Woche ohne jedes Zeichen wird sie dennoch etwas unruhig.

Am 16. Februar hat Bernd Geburtstag. Jetzt ist Ute Hermes sehr besorgt: Er geht nicht ans Handy, den ganzen Tag lang nicht. Sie fragt sich, ob er mit Freunden feiert, aber im Grunde kennt sie nur seinen Kumpel; auch er wohnt in Ahlen. Sie beschließt, ihn ausfindig zu machen.

Am Donnerstag, dem 17. Februar 2005, schreibt sie in ihr Tagebuch: „Ich habe gestern Nachmittag beunruhigende Nachrichten über Bernd erfahren. Er ist mit dem Gast einer Wirtschaft nach Dortmund gefahren und hat den Mann nach einer Übernachtung bei ihm um 200 Euro bestohlen. Dies soll ca. am 5.2.2005 passiert sein. Bernd soll sich aus dem Staub gemacht haben und ist jetzt irgendwo unterwegs.“

Bernd verlässt seine Heimatstadt Ahlen eigentlich nur, wenn er per Anhalter zu seiner Mutter aufs Land fährt. Ute Hermes ruft seine Ex-Freundin an, seinen Vater, das Sozialamt. Niemand hat etwas gehört. Sie beschließt, zur Polizei zu gehen. Dort fragt man sie, ob ihr Sohn einer geregelten Arbeit nachgehe. Und ob er selbstmordgefährdet sei. Sie zögert. Früher, als Teenager, habe Bernd häufiger mal von Suizid gesprochen, sagt sie. Aber das sei schon länger her. Der Polizist telefoniert und notiert sich etwas auf seine Schreibzettel. Dann sagt er, er dürfe ihr keine Auskunft geben, aber sie könne ja mal einen Blick auf seinen Tisch werfen. Auf seiner Unterlage steht die Adresse eines Bernd Schirmmacher, der in Dortmund gemeldet ist.

Ute Hermes fährt ins Ruhrgebiet, sie steuert durch die Großstadt, biegt endlich in die Straße ein, zählt Häuserblocks ab, wendet, zählt noch mal. Die Straße ist zu kurz. Die Hausnummer auf ihrem Zettel gibt es nicht, auch keine Straße desselben Namens. Ein Irrtum, vielleicht ein Tippfehler im Melderegister? Oder hat der Polizist ihr eine falsche Auskunft gegeben? Ute Hermes weiß es nicht, aber sie will nicht umsonst nach Dortmund gekommen sein. Wenn Bernd hier ist, dann muss er irgendwo übernachtet haben. Sie fährt von einer Sozialunterkunft zur nächsten. Stunden später steht sie in einem Dortmunder Polizeirevier, bittet um Hilfe. Der Polizist sagt: „Woher soll ich denn wissen, dass Ihr Sohn Sie sehen will?“ Es ist das Recht jedes Erwachsenen, einfach zu gehen. Familien mögen daran verzweifeln, aber die Behörden dürfen nicht helfen. Die Frage lässt Ute Hermes verstummen. Sie stolpert aus dem Gebäude, sucht ihr Auto, schließt sich darin ein und weint. Dann fährt sie im Dunkeln nach Hause.

Im Polizeipräsidium Paderborn will sie Bernd als vermisst melden. Der zuständige Sachbearbeiter, ein Mann mit Bürstenschneid und Schnäuzer, hört ihr aufmerksam zu. Polizeihauptkommissar Michael Peitz hat zu dieser Zeit etwa drei bis fünf solcher Fälle pro Jahr auf dem Tisch. Dass erwachsene Menschen verschwinden, kommt immer mal vor. Viele tauchen wieder auf. Um aus Sicht der Polizei als vermisst zu gelten, reicht es nicht aus, dass jemand sein gewohntes Umfeld verlassen hat

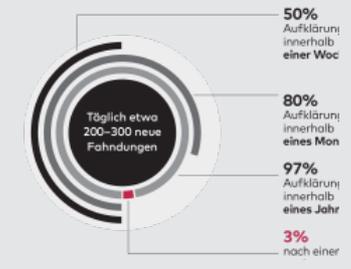
und sein Aufenthaltsort unbekannt ist. Es muss auch Hinweise geben, dass eine „Gefahr für Leib und Leben“ besteht: dass der Vermisste zum Beispiel Medikamente braucht, verunglückt ist oder entführt wurde.

Nach diesen Kriterien wäre Bernd kein Vermisstenfall. Er ist volljährig; auf den ersten Blick deutet wenig darauf hin, dass ihm etwas zugestoßen ist. Michael Peitz unterhält sich dennoch länger mit Ute Hermes. Er hat das Gefühl, dass die besorgte Frau jemanden zum Reden braucht. Das spurlose Verschwinden ihres Sohnes, buchstäblich über Nacht und ohne jede Nachricht, kommt ihm seltsam vor. Michael Peitz beschließt, trotz allem eine Anzeige aufzunehmen. Als Vorsichtsmaßnahme, wie er heute sagt. Nicht, dass doch etwas passiert ist, und er hat nichts getan.

Die Monate vergehen, es wird Frühling. Ute Hermes hat eine neue Stelle bei einem ambulanten Pflegedienst, sie kümmert sich um demente Menschen, arbeitet nun zwölf, dreizehn Stunden am Stück. Bernd ist tot, denkt sie in manchen Nächten. Alles, was ich jetzt mache, ist schon zu spät. Ich bin zu langsam gewesen. Ihr Mann tröstet sie dann, so gut er es vermag, doch auch er hat sehr viel zu tun. Außerdem beunruhigt ihn Bernards Verschwinden nicht so sehr wie sie. Ute Hermes fühlt sich schuldig. Sie glaubt, als Mutter versagt zu haben. Sie wirft sich vor, ihr Kind nicht beschützt zu haben.

An anderen Abenden kauert sie auf dem Sofa, sieht im Fernsehen Sendungen wie „Vermisst“ oder „Bitte melde Dich“, und jäh steigt Hoffnung in ihr auf. Jedes Szenario bringt sie auf eine andere Idee, es gibt Tausende Möglichkeiten, wo Bernd jetzt sein könnte: Ist er nach Spanien ausgewandert, wurde er verschleppt, hat er sein Gedächtnis verloren? Auf der Arbeit, in ihrer Pause, ruft sie manchmal bei der Polizei an; bald ist sie gewohnt, abgewimmelt zu werden. Danach denkt sie: Ich müsste viel fordern sein, ich sollte kündigen und Bernd selbst suchen, 24 Stunden am Tag.

Den Gedanken haben die meisten Menschen, wenn ein Angehöriger verschwindet. Sie halten es nicht aus, untätig zu sein. Marion Waade hat viele dieser Menschen getroffen; sie leitet den Bundesverband ANUAS in Berlin. An ihre Hilfsorganisation wenden sich Angehörige von Mordopfern, Tötungsdelikten, Suizid- oder Vermisstenfällen, wenn sie nicht mehr weiterwissen. Waade muss die Erwartungen häufig bremsen. Ihr Verband darf sich in laufende polizei-



liche Ermittlungen nicht einmischen. Sie und ihre Kollegen hören zu, klären auf, helfen bei der Bürokratie, bieten Austausch. Erst, wenn die Polizei die Untersuchungen einstellt, hakt Marion Waade nach – gerade dann, wenn die Angehörigen das Gefühl haben, die Polizei hätte das aber nicht genug; Sie beauftragen für viel Geld einen Detektiv oder ermittelten auf eigene Faust.

Ute Hermes nimmt nach einem halben Jahr zum ersten Mal Urlaub. Sie will den Kneipengang finden, mit dem Bernd an jenem Abend im Februar nach Dortmund gegangen sein soll. Sie geht bei der Kneipe vorbei. Das Lokal existiert nicht mehr. Sie findet die Nummer des Wirtes heraus: Er lässt sich am Telefon verweigern. Sie durchsucht das Internet nach seinem Namen: Alle Treffere führen ins Leere. Ihr Urlaub ist schon lange vorbei, als sie den Wirt schließlich ausfindig macht und er den Namen des Kneipengastes preisgibt.

Endlich weiß Ute Hermes, wer Bernd nach Dortmund mitgenommen hat. Doch wo ist dieser Mann nun? Ahlen hat 53.000 Einwohner; sein Name steht nicht im Telefonbuch, und der Wirt kann sich nur an einen Stadtteil erinnern. Also macht sie sich dort auf die Suche. Straße für Straße, Haus für Haus, Klingelbrett für Klingelbrett. Und sie hat Glück: In einer schäbigen Wohnsiedlung öffnet ihr der Mann die Tür. Er erinnert sich noch gut an jenen Februaraub. Er habe Bernd von der Ahlener Kneipe zum Dortmund Jahrmärkte gefahren, zu der Bude eines Bekannten. Bernd wollte dort aushelfen. Der Mann gibt ihr den Namen des Budebesitzers. Ute Hermes denkt: Ich bin nur noch einen Schritt weit von Bernd entfernt.

Doch der Nachname des Schauspielers ist verbreitet, seine Familie weit verzweigt. Wann immer Ute Hermes jemanden erreicht, wird sie abgewiesen. Erst nach vielen Monaten findet sie online einen alten Belegungsplan des Dortmunder Jahrmärkte, darauf die Bude des Schauspielers und seine Telefonnummer. Sie ruft ihn an. Der Schauspieler erinnert sich: Bernd habe bei ihm gearbeitet und danach auf einem Gelände des Schauspielbetriebs übernachtet, im Gewerbegebiet Alter Hellweg. Von dort sei er nachts verschwunden – mit den geklauten 200 Euro.

Seit Bernards Verschwinden sind das schon zweieinhalb Jahre vergangen. Ute Hermes ruft den Kommissar Michael Peitz an. Er sagt: Kommen Sie vorbei, wir bewerten den Fall noch mal neu. Dass Angehörige eines Vermissten auf

eigene Faust ermitteln, hat der Kommissar bis dahin noch nicht erlebt, aber er kann es verstehen; gerade dann, wenn das eigene Kind verschwunden ist. Peitz ist selbst Vater. Was Ute Hermes herausgefunden hat, erscheint ihm suspekt. Er glaubt nicht daran, dass Bernd beim fahrenden Gewerbe geblieben ist und zwei Jahre lang kein Lebenszeichen von sich gegeben hat.

Der Kommissar nimmt eine Vermisstenanzeige auf. Dann ruft er selbst noch mal bei dem Schauspieler an. Das Telefonat verläuft ohne Ergebnis. Peitz schreibt einen Vermerk und schickt ihn mit der Anzeige an die zuständige Dienststelle. Bernards Schicksal belastet ihn. Er weiß nicht, wozu er Ute Hermes raten soll, doch er glaubt, dass es Menschen in ihrer Situation am meisten hilft, wenn man mit ihnen spricht. Also reden sie noch länger über Bernd. Peitz kennt die Statistiken, er weiß: Je größer die Zeitspanne des Verschwindens, desto geringer ist die Wahrscheinlichkeit, eine vermisste Person lebend zu finden. Der Kommissar vermutet das Schlimmste, aber das sagt er nicht.

Ute Hermes aber befürchtet auch das Schlimmste, immer wieder. Und sie weiß, dass es eine Datenbank für das Erbgut nicht identifizierter Leichen gibt. Sie will einen DNA-Abgleich, doch die zuständige Dienststelle lehnt ab. Im Oktober 2007 schreibt sie ans Landeskriminalamt in Düsseldorf: „Ich habe immer wieder selber auf Ihren Seiten im Netz unbekannt Tote angeschaut, Daten verglichen und zum Teil in den einzelnen Dienststellen angerufen. Wenn Sie mir diese Arbeit abnehmen, wäre ich Ihnen sehr dankbar, ich will es aber auch akzeptieren, wenn Sie es nicht tun. Nur: Dann sagen Sie mir bitte. Das wäre eine Unsicherheit weniger.“ Das LKA antwortet: Man sei für die Bearbeitung von Vermisstenfällen nicht zuständig. Ihre Anfrage wird über Umwege an die zuständige Dienststelle weitergeleitet. Diese lehnt wieder ab. Man sehe keinen Grund für Ermittlungen.

Im November erstatet Ute Hermes zwei Knoten in ihrer Brust. Sie muss die Suche nach Bernd abbrechen. Sie kämpft nun gegen den Krebs, um ihr Überleben. Wenn sie die Schmerzen kaum noch erträgt, sagt sie sich: Du darfst nicht aufgeben. Bernd ist da draußen, er braucht dich. Wenn du jetzt stirbst, lässt du ihn im Stich. Ute Hermes denkt sie manchmal: Ich bin seinetwegen am Leben geblieben.

Es vergehen Jahre, bis Ute Hermes den Krebs überwinden hat. Kaum ist sie wieder bei Kräften, nimmt sie die

QUELLE: BKA



Ute Hermes ließ ihren Sohn in einem Friedwald bestatten, an einer knorrigen Hainbuche. Weil sie kein offizielles Todesdatum hat, wurde auf die Plakette nur sein Name eingraviert (l.). Seit der Beerdigung war sie ein paar Mal dort, immer mit dem Gefühl: Bernd ist nicht hier



Suche nach ihrem Sohn wieder auf. Gelegentlich telefoniert sie mit dem zuständigen Ermittler, an den Michael Peitz aus Paderborn die Anzeige weitergeleitet hat. Sie findet seine Stimme sympathisch. Er gibt ihr das Gefühl, dass er sie versteht, dass ihre Angst begründet ist. Der Polizist verspricht ihr, sich zu melden.

Seit Bernds Verschwinden fährt Ute Hermes ungenert in Urlaub. Was, wenn er wiederkommt und niemand zu Hause ist? Sie bleibt nicht lange außer Haus, trägt ihr Handy immer bei sich. Der Polizist, der am Telefon immer so sympathisch klingt, ruft nicht an. Aus Wochen werden Monate. Wenn der Zweifel sie erdrückt, ruft sie bei dem Polizisten an. Dann sagt er, es gebe nichts Neues. Selbst sein Vertrauen nimmt Ute Hermes als Trost: Wenigstens ist da jemand, mit dem sie über Bernd reden kann. In ihrer Familie sucht sonst niemand nach ihm, auch nicht ihr Mann. Sie reden nicht weiter darüber. Ute Hermes fällt es schwer, ihn um Hilfe zu bitten; auch deshalb, weil er dann all die Rückschläge miterleben müsste. So kann sie über ihr Scheitern wenigstens schweigen.

Eine Zeit lang, wenn Ute Hermes frühmorgens zur Arbeit fährt, hat sie das Gefühl: Bernd ist da. Auf dem Weg von der Haustür zum Auto hält sie inne und späht in die dunstige Dunkelheit, zwischen den alten Bäumen hindurch. Sie spürt es: Bernd steht auf der Allee. Erst will sie niemandem davon erzählen; im Hellen kommt es ihr überspannt und albern vor. Dann vertraut sie sich einem Freund an. Der sagt: Rede mit ihm. Eine Weile lang begrüßt und verabschiedet Ute Hermes ihren Sohn: Guten Morgen, Bernd. Auf Wiedersehen, Bernd. Nach einigen Wochen ist das Gefühl nicht mehr da.

Die Arbeit in der Pflege entgleitet ihr immer mehr. Wenn Angehörige weinen, weint sie mit. Patienten versterben; sie fährt zu den Beerdigungen. Jedes Mal, wenn sie Erde auf einen Sarg wirft, denkt sie: Ich traure hier stellvertretend um meinen Sohn, Bernd ist tot.

Ute Hermes klickt sich durch Internetsforen, studiert Webauftritte von Hilfsorganisationen wie dem Weißen Ring. Diese Vereine, liest sie, kümmern sich um Opfer von Gewaltverbrechen und deren Angehörige. Ich weiß nicht mal, ob ich das bin, denkt sie. Auch die Beraterin Marion Waade sagt, sie habe mit der Zeit festgestellt, dass es für Betroffene wie Ute Hermes kaum Hilfe gebe. Sie würden oft ignoriert

”

ICH HABE IMMER WIEDER AUF IHREN SEITEN UNBEKANNTE TOTE ANGESCHAUT. WENN SIE MIR DIESE ARBEIT ABNÄHMEN, WÄRE ICH IHNEN SEHR DANKBAR

UTE HERMES
an die Polizei, 2007

Kaum Hilfe für Angehörige

Die Situation der Angehörigen von vermissten oder getöteten Menschen ist in Deutschland kaum erforscht. Die Ethnologin Judith Albrecht von der Freien Universität Berlin hat deshalb eine **qualitative Studie** zu „Trauer, Trauma und soziale Gerechtigkeit in Deutschland“ begonnen – in Zusammenarbeit mit dem Bundesverband ANUAS, einer Hilfsorganisation für Angehörige von Mord-, Tötungs-, Suizid- und Vermisstenfällen. Albrecht befragt Betroffene, begleitet sie beispielsweise bei Trauerritualen oder zu Verhandlungen und führt Interviews mit Experten. Ihre bisherigen Ergebnisse zeigen, dass Angehörige vor Gericht, auf Ämtern oder bei der Polizei häufig respektlos behandelt, abgewiesen oder kaum informiert wurden. Letzteres sei zum Teil der Situation geschuldet: Um laufende Ermittlungen nicht zu gefährden, dürfen Privatpersonen keine Einsicht in Akten nehmen. Vor allem aber gibt es laut Albrecht ein **strukturelles Problem**: Die Beamten seien nicht genügend geschult und sensibilisiert, um mit den teils traumatisierten Menschen angemessen umzugehen. Zudem seien Angehörige meist in der Bringschuld – zum Beispiel bei der Beantragung von Erwerbsunfähigkeitsrente. Fast alle Teilnehmer berichteten, dass sie in langwierigen Prozessen nachweisen mussten, dass sie tatsächlich wegen ihres Verlusts arbeitsunfähig geworden waren – und nicht zuvor schon labil gewesen seien. All dies führe dazu, dass Betroffene ein **tiefes Misstrauen** in das staatliche System entwickelten.

oder weggeschoben. Weil niemand wisse, was passiert ist, fühle sich auch keiner zuständig.

Ute Hermes bewirbt sich schließlich bei „Vermisst“. Ein Dreh-Team kommt fürs Casting vorbei. Sie sitzt auf dem Sofa, übt ihren Aufsager; noch mal von vorn, bitte: „Ich suche meinen Sohn Bernd.“ Das ist hier wie bei Lorient, denkt sie. Die Produktionsfirma verspricht, sich zu melden. Ute Hermes wechselt auf der Arbeit in die Tagespflege, fährt drei Wochen zur Reha. Als sie von „Vermisst“ nichts mehr hört, schreibt sie an „Bitte melde Dich“. Auch diese Produktionsfirma verspricht, sich zu melden.

Im April 2010 hat Ute Hermes ihren letzten Arbeitstag. Sie hält es in der Pflege nicht mehr aus. Fünf Jahre hat sie nach Bernds Verschwinden geschwiegen, weil sie nicht wollte, dass die Kollegen reden, dass es heißt: Die ist ja nicht belastbar. Dann soll sie eines Tages einer bettlägerigen Patientin die Nachricht überbringen, dass deren Enkelin tödlich verunglückt ist. Alles in ihr sträubt sich dagegen. Sie geht dennoch zu der alten Dame. Als sie krankgeschrieben wird, steht sie kurz vorm Zusammenbruch.

An manchen Tagen hat Ute Hermes damals nicht mehr die Kraft, vom Sofa aufzustehen. An anderen dreht sie Schliefen im Haus, geht in den Keller, um Getränke zu holen, greift stattdessen nach der Wäsche und lässt den Korb dann auf der Treppe stehen, weil sie im Garten gießen wollte. Sie ist dankbar für jeden Termin, weil er ihr eine Zeit und ein Ziel vorgibt, einen Grund, sich etwas anderes anzusehen. Bevor sie losfährt, läuft sie drei-, viermal ins Haus zurück, weil sie sich drinnen nicht mehr erinnern kann, was sie holen wollte. Manchmal weiß sie nicht, welcher Wochentag ist. Ute Hermes beantragt Erwerbsunfähigkeitsrente. Es werden zwei Jahre und acht Monate vergehen, bis sie Geld von der Berufsunfähigkeitszusatzversicherung erhält.

Im Sommer 2011 fasst Ute Hermes einen Entschluss. Sie will nicht mehr ins Fernsehen, sondern ins Internet. Wegen des Brustkrebses war sie dort in Foren gelandet, hatte sich ausgetauscht. Das Netz gab ihr Hilfe und Halt. Nun will sie in den hinterlassenen Zeugnissen ihre Spuren hinterlassen. Vielleicht ist das ja der richtige Weg, Bernd doch noch zu finden, denkt sie. Sie verbreitet den Steckbrief, er ist zugleich eine Botschaft an ihn: „Wenn Du keinen Kontakt zu mir aufnehmen magst, will ich es akzeptieren. Aber vielleicht erlaubst Du ei-

nem anderen Menschen mir Bescheid zu geben, dass es Dich noch gibt.“

Nutzer aus aller Welt lesen ihren Aufruf und verbreiten den Link. Abends liest Ute Hermes ihre aufmunternden Kommentare. Vielleicht habe ich ja noch eine Chance, denkt sie. In einem Forum rät man ihr, nach Dortmund zu fahren; dort sei wieder Jahrmärkte. Also druckt sie Steckbriefe aus, fährt nach Dortmund und geht dort zur Diakonie, zur Bahnhofsmission und zur Stadtverwaltung. Den Jahrmärkte streift Ute Hermes nur flüchtig. Sie glaubt nicht, dass Bernd noch unter Schaustellern ist – schließlich soll er sie bestohlen haben. Zum Gewerbegebiet Alter Hellweg fährt sie erst gar nicht. Wieder kehrt sie ohne jede Spur nach Hause zurück.

Im Sommer 2012, knapp fünf Jahre nach ihrem Schreiben an das Landeskriminalamt, will die Polizei überraschend doch Bernds DNA erheben. Als sie nach einem halben Jahr bei der zuständigen Dienststelle anruft, sagt der Polizist: Ja, die DNA sei jetzt erhoben. Aber ob sie mit der Liste unbekannter Toten in Deutschland abgeglichen worden sei, könne er nicht sagen.

Ute Hermes schreibt dem Pathologen; seine Mailadresse steht auf dem Untersuchungsbogen. Sie setzt durch, dass ein Abgleich mit der Liste unbekannter Toter vorgenommen wird. Bernd ist nicht darunter. Ihre DNA, so wird ihr zugesichert, soll nun mit den entsprechenden Datenbanken anderer europäischer Länder verglichen werden. Ute Hermes wartet, sechs Monate, acht Monate, ein Jahr. Im Januar 2014 ruft sie bei dem Polizisten mit der sympathischen Stimme an. Der sagt: Nein, er habe nicht im Ausland angefragt. Da müsse sie sich verlohrt haben. So erinnert sie das Gespräch.

Ute Hermes sagt heute, das Schlimmste an diesem System seien nicht die zahllosen Rückschläge, sondern die Gleichgültigkeit, die ihr überall entgegengeschlagen sei. Der Einzige, der sie ernst genommen habe, sei Hauptkommissar Peitz aus Paderborn gewesen.

Michael Peitz kennt das Desinteresse, das sich bei Vermisstenfällen seit der Zeit einstellt. Vermisstenfälle sind für die Polizei Teil des Jobs, und dass sie nicht immer aufgeklärt werden, ebenfalls. Er weiß, dass Angehörige öfter zu hören bekommen: Schließen Sie damit ab, leben Sie Ihr Leben weiter. Michael Peitz sagt, er verstehe, dass jemand wie Ute Hermes das nicht könne.

Wenn ihm und seinen Kindern etwas passieren würde, könne er damit auch nicht abschließen.

Noch schlimmer ist für Ute Hermes, dass andere längst abgeschlossen haben. Niemand redet mehr über Bernd, sieben Jahre, nachdem er verschwunden ist, niemand erkundigt sich nach Neuigkeiten. Freundschaften kühlen sich ab; Familienfeiern werden zur Qual. Für Ute Hermes ist es, als werde ihr Sohn totgeschwiegen. Sie selbst sieht Bernd überall. Er sitzt im gleichen Zug wie sie; er taucht in einer Fernsehdokumentation über jugendliche Straftäter auf; er läuft mit Rucksack die Landstraße entlang. Sie geht ihm nach; sie fährt zum Gefängnis und fragt, ob er dort einsitzt; sie macht halt und wendet, um sein Gesicht zu sehen. Er ist es nie, aber sie kann nicht anders. Ihr Mann sagt: Du denkst zu viel darüber nach.

Marion Waade sagt, dass viele Betroffene unter den Reaktionen ihrer Familie und Freunde litten. Oft schrieben ihr Mütter, deren Kind vermisst oder getötet wurde. Ihr Umfeld verlange nach einiger Zeit von ihnen, damit abzuschließen und wieder normal zu funktionieren. Sind die Mütter dazu nicht in der Lage, werden sie oft gemieden: Partner trennen sich, Geschwisterkinder brechen den Kontakt ab, Freunde ziehen sich zurück. Dabei, sagt Waade, sei ein Abschluss unmöglich. Der Verlust eines Kindes beschäufte eine Mutter bis zu ihrem Lebensende – auch wenn sie das nach außen nicht zeige. Das Ehepaar Hermes bleibt zusammen. Aber manchmal ist es, als lebten er und sie in zwei Welten.

Sie beginnt eine Therapie. Ihre Therapeutin Marion Meyer-Klein sagt heute, Ute Hermes sei eine gewissenhafte, eher selbstkritische Person, die Schuld eher bei sich als bei anderen suche. Daher die Grübelwänge, die Selbstzweifel, die Depressionen.

Ute Hermes versucht, beschäftigt zu bleiben. Sie ist nicht gläubig, liest aber das spirituelle Buch „Ein Kurs in Wundern“. Ein Passus darin wühlt sie so sehr auf, dass sie ihn in ihr Tagebuch schreibt: „Ich gebe Dich dem Heiligen Geist, um mich selber nicht zum Gefangenen zu machen. Im Namen meiner Freiheit wähle ich Deine Befreiung, weil ich weiß, dass wir gemeinsam befreit werden.“

Im März 2015, als Ute Hermes im Garten die Kinderbilder von Bernd verbrennt, denkt sie: Ich gebe ihn frei. Dass mein Sohn lebt, wie er lebt, ob es ihm schlecht geht – all das lasse ich los.

Ute Hermes staubsaugt gerade, als es an der Tür klingelt. Es ist Freitag, der



Die Dokumente, die sich während ihrer Suche nach Bernd anhäuferten, hat Ute Hermes in einem dicken Ordner abgeheftet (L). In einer Kiste bewahrt sie Fotos ihres Sohnes auf: Bernd als Baby, mit seiner Schulklassen und als Jugendlicher



14. August 2015, kurz vor 14 Uhr. Sie öffnet; vor ihr stehen eine Frau und zwei Männer. Sie bittet sie hinein, bietet Platz an. Sie sieht, wie einer der Männer über den Staubsauger stolpert und dass auf dem Shirt der Frau „Notfallseelsorge“ steht. Dann begreift sie, dass der andere Mann Kommissar Peitz ist; sie hat ihn in zivil nicht erkannt. Ich weiß, was jetzt kommt, denkt Ute Hermes. Nun ist es so weit. Sie stellt den Staubsauger beiseite. Sie setzt sich.

”
NACHTS LIEGT
SIE IM BETT UND
DURCHLEBT
DEN MOMENT,
IN DEM BERND
GETÖTET WURDE

Michael Peitz hatte am späten Freitagvormittag ein Fax erhalten. Ein Ersuchen der Mordkommission in Dortmund: Er möge der Mutter von Bernd Schirmmacher die Nachricht überbringen. Mit einem Kollegen und einer Notfallseelsorgerin fährt er raus aufs Land. Noch heute erinnert sich Peitz an das herrliche Wetter und daran, wie Ute Hermes ihren Besuch stumm hineinbittet. Als er das Wort ergreift, bleibt sie sehr gefasst, aber er glaubt zu spüren, wie der letzte Rest Hoffnung in ihr zerbricht. „Es tut mir leid, aber ich muss Ihnen die Nachricht überbringen, dass Ihr Sohn tot ist.“

Unzählige Male hat sich Ute Hermes diesen Moment vorgestellt: Wie sie aufschreit. Wie sie in Tränen ausbricht. Wie ihre Beine sie nicht mehr tragen wollen. Nun ist der Moment da, doch er fühlt sich surreal an. So, als nehme sie nicht daran teil, sondern schaue sich nur aus großer Höhe dabei zu. Sie bleibt still, als die Polizisten berichten, dass man Bernd in Dortmund gefunden habe. Er sei Opfer einer Gewalttat geworden. Mehr Details darf Michael Peitz ihr nicht nennen; das ist Sache der ermittelnden Kollegen von der Mordkommission. Er übergibt Ute Hermes die Anschrift und eine Telefonnummer des Dortmund Polizeipräsidiums. Dann verabschieden sich die beiden Polizisten.

Die Notfallseelsorgerin möchte bleiben, bis Ute Hermes' Ehemann nach Hause kommt. Ute Hermes will nicht unhoffentlich sein, also fängt sie an, von ihrer Suche nach Bernd zu erzählen. Sie versucht, nicht allzu sehr zu weinen, mit viel Mühe gelingt es ihr. Als ihr Mann da ist und Ute Hermes die Tür hinter der Seelsorgerin schließt, durchzuckt es sie: Hätte ich vorhin nicht geöffnet, wäre Bernd jetzt nicht tot. Dann setzt sie sich an den Computer und durchsucht das Netz nach einem Leichenfund in Dortmund.

Ute Hermes liest, dass der Leichnam schon im Juni gefunden wurde, einen Tag, bevor sie für drei Wochen in die

USA verreiste. Sie liest, dass landesweit über den „grausamen Fund im Dortmund-Stadtteil Marten“ berichtet wurde. Sie liest, dass Arbeiter dort das Areal eines Schaustellerbetriebs aufgeräumt und in der hintersten Ecke des Geländes Gestrüpp gerodet hatten. Sie klickt durch die Fotogalerie einer Nachrichtenseite und sieht Ermittler der Kriminaltechnischen Untersuchungsstelle, wie sie sich in ihren weißen Ganzkörperanzügen zwischen einem Container und einer Mauer zum Fundort hindurchwuchsen. Sie liest: „komplett überwuchert Spalt“, „stark verwester Leichnam“, „blauer Müllsack“. Und dass aus dem Müllsack ein skeletierter Fuß ragte, der einen Turnschuh trug.

Sie telefoniert mit einer Ermittlerin aus Dortmund und überbringt Freunden und Verwandten die Nachricht: Man hat Bernd gefunden. Sie recherchiert im Internet den genauen Ort: Es ist das Gelände im Industriegebiet Alter Hellweg, Bernds letzter Aufenthaltsort, den sie bereits vor Jahren ausfindig gemacht hatte. Sie schreitet im Internet die virtuelle Straßensicht ab, zoomt auf Satellitenbildern zu dem Container und in den Mauerspalt. Ute Hermes wird dieses Gelände selbst nie betreten.

Vier Tage, nachdem sie die Nachricht erhalten hat, sitzen zwei Ermittlerinnen aus Dortmund an ihrem Küchentisch und befragen sie. Drei Stunden lang. Ute Hermes soll die letzten zehn-einhalb Jahre noch einmal durchleben, sich an Namen, Abläufe, Details erinnern. Sie sieht, wie eine der Polizistinnen in Bernds Akte herumblättert, darf aber nicht hineinschauen. Man sagt ihr, dass eine abgebrochene Messerspitze in den Überresten gesteckt habe. Um Bernds Hals sei ein Gurt geschnürt gewesen. Ihr wird eingeschärft, mit niemandem über die Details zu reden, um die Ermittlungen nicht zu gefährden.

Sie hat Angst davor, dass die Medien sie finden, noch bevor sie ihren Sohn beerdigen kann. Also versucht Ute Hermes, die Spuren ihrer Suche zu verwischen und die Steckbriefe aus dem Netz zu löschen. Sie denkt darüber nach, sich Bernds Überreste anzusehen, damit sie es begreifen kann. Mein Sohn ist tot. Doch man sagt ihr, dass seine Gebeine dafür nicht in der Form seines erwachsenen Körpers angeordnet, sondern in einen Kindersarg gelegt würden, ein Haufen Knochen, der keine menschliche Gestalt mehr erkennen lässt. Diesen Gedanken erträgt sie nicht.

Ute Hermes mag keine Friedhöfe. Sie läuft in einem Friedwald umher, bis sie eine Hainbuche entdeckt, knorrig

und von gewundenem Wuchs. Diese Bäume sieht wankelmütig aus, denkt sie, das passt zu Bernd. Die Bäume tragen Schilder mit den Namen und Lebensdaten der Verstorbenen, doch Ute Hermes kann keinen offiziellen Todestag angeben. Alles deutet darauf hin, dass Bernd noch in jener Februarnacht im Wohncontainer getötet wurde. In der Sterbeurkunde steht: „Zwischen dem 4.2.2005, 22 Uhr, und dem 19.6.2015, 18.30 Uhr“. Sie lässt nur ein Wort eingravieren: „Bernd“.

Bernd Schirmmacher wird am 19. September 2015 beigelegt. Zu fünf stehen sie vor der Hainbuche: Ute Hermes und ihr Mann, ihr Vater, dessen Partnerin und der Förster. Bernds Vater fehlt, wie er auch in seinem Leben fehlte. Sie hält eine Rede für ihren Sohn; es geht darin auch um ein Lied von Metallica. „Nothing Else Matters“ – „Nichts anderes zählt“. Bernd war beim Karaoke damit mal Zweiter geworden. Die Musik hatte sie immer verbunden; manchmal sangen sie zusammen, und er spielte Gitarre dazu. Am Grab liest sie eine Textstelle vor:

Ich kimmerte mich nie darum, was sie sagen / Ich kimmerte mich nie darum, was sie tun / Ich kimmerte mich nie darum, was sie wissen / Aber ich weiß: So nah – egal, wie weit entfernt / Es kimmte nicht sehr viel mehr von Herzen kommen.

Zwölf Tage nach der Beerdigung sitzt Ute Hermes im Amt für Soziales Entschädigungsrecht in Münster. Laut Gesetz könnte sie als Angehörige eines Mordopfers eine Opferentschädigungsrente beantragen – ab dem Tag, an dem sie die Todesnachricht erhielt. Die Sachbearbeiterin in Münster, so erinnert sich Ute Hermes heute, beklagt, wie selten Betroffene die Rente doch in Anspruch nähmen. Ute Hermes findet das heuchlerisch. Aus ihren Foren kennt sie Menschen, die so lange um eine Anerkennung ihres Leids kämpfen, bis sie Privatsolvvenz anmelden mussten. Und sie weiß, dass die bereits erhobenen Gutachten nicht zählen. Die Befragungen, die Beurteilungen – alles ginge wieder von Neuem los. Sie verlässt das Amt, ohne den Antrag zu stellen. Ich werde mich nicht in meine ganz persönliche Hölle begeben, denke sie, nur damit die mir hinterher sagen: So schlimm ist das gar nicht.

Die Trauer erfasst Ute Hermes in Schüben. Wenn sie zu Hause auf dem Dachboden oder am Straßenrand blaue Müllsäcke liegen sieht, beschwört sie sich: Fokussiere dich jetzt nicht darauf. Das war ein anderes Blau, in dem er gelegen hat. Manchmal gestarrt sie sich auch, während auf Bernd zu sein, auf ihn und seine Schnapsidee, an jenem Abend nach Dortmund zu gehen. Was wollte er dort bloß? Er hat sich wohl treiben lassen, denkt sie nach, wie ein Kegelschein im Meer. Nachts liegt sie im Bett und durchlebt den Moment, in dem Bernd getötet wurde. Sie fühlt, wie sich der Gurt um ihren Hals zuzieht, spürt Bernds Atemnot nach, seinen Schmerzen, seiner Angst.

Im November 2015 erfährt Ute Hermes, dass die Dortmund Polizei eine Spur hat. Offenbar übernachtete Bernd an jenem Februarabend 2005 nicht allein in dem Wohncontainer, sondern mit einem anderen jungen Mann. Ute Hermes schickt ihnen ein Hemd ihres Sohnes; die Krage weite soll mit dem Gurt verglichen werden, der um seinen Hals geschnürt war. Mehr kann sie nicht tun.

Jetzt, wo er gefunden ist, bist du bestimmt erleichtert, sagen ihre Bekannten. Du weißt endlich, wo Bernd ist, und kannst damit abschließen. Ute Hermes versucht Verständnis für sie zu haben. Das ist eine schwierige Situation, denkt sie, und ehe man gar nichts sagt, sagt man eben so etwas in der Hoffnung, dass es hilft.

Die Polizei identifiziert den Mann aus dem Wohncontainer. Am 14. Juni 2016 wird der 37-Jährige aus Norddeutschland von den Ermittlern in Dortmund vernommen. Er bestreitet die Tat. Eine Polizistin berichtet Ute Hermes davon und verspricht ihr: Sobald wir etwas Neues wissen, informieren wir Sie. Am 1. Juli erfährt sie aus der Zeitung, dass sich der 37-Jährige umgebracht hat. Drei Tage nach der Vernehmung, in einem norddeutschen Hotelzimmer. Keine DNA-Spuren, keine Hinweise auf weitere Tatverdächtige, kein Abschiedsbrief.

Ute Hermes ruft bei der Polizei an. Sie will wissen, ob es zweifelhaft ein Selbstmord war. Die Ermittlerin sagt: Durch Mauern kann keiner gehen. Dann

erzählt sie, dass der Mann Familie gehabt habe; seine Partnerin sei über den Tatverdacht und den Suizid erschüttert. Ute Hermes kennt den Namen des Toten. Sie recherchiert im Netz jegliche Information, die sie zu ihm finden kann. Sie ist wütend. Auf sich selbst, weil sie ihn nicht eher gefunden hat; nun wird sie nie mehr erfahren, was in Bernds letzten Minuten geschah. Und auf den 37-Jährigen, weil er sich einfach so davongestohlen hat. Du dumme Kerl, denkst sie, warum machst du das? Man hätte dir nie etwas nachweisen können.

Ute Hermes beschließt zu glauben, dass der Selbstmord ein Geständnis war. Dass der 37-Jährige ihren Sohn erwürgt, erdrosselt oder erstochen hat, auch wenn es dafür keinerlei Beweise gibt. Was genau in jener Nacht passierte, kann und will sie sich nicht vorstellen. Sie überlegt, die Partnerin des 37-Jährigen zu kontaktieren; das Aufeinandertreffen der beiden Männer hat schließlich zwei Familien für immer versehrt. Aber sie will sich nicht aufdrängen. Zwei Tage vor Heiligabend 2016 wird Ute Hermes mitgeteilt, dass die Ermittlungen gegen den 37-Jährigen eingestellt wurden. Das war es jetzt, denkt sie. Ich werde niemals erfahren, was meinem Sohn widerfahren ist. Trotzdem ist sie erleichtert, dass es zu keinem Prozess kommen wird.

Hauptkommissar Michael Peitz erfährt aus dem Netz von dem 37-Jährigen. Als Ermittler, sagt Peitz heute, hätte er aus dem Tod dieses Menschen geschlossen: Der war's. Aber hilft das? Mittlerweile hat er eine andere Stelle, bearbeitet keine Vermissanzeigen mehr. Das Foto von Bernd, das Ute Hermes ihm einst gab, ist noch immer auf seinem Rechner.

Nachdem alles vorbei ist, fühlt sich Ute Hermes, als halte sie nur noch lauter lose Fäden in der Hand. Die Suche nach Bernd hatte ihren Alltag durchgezogen und ein Netz aus Arbeit und Struktur gewoben. Jetzt sträubt sie sich gegen den Fall ins Leere, doch zwischen ihr und der Welt klapft ein Riss. Wo soll sie ansetzen, wie soll sie weiterleben? Sie fragt sich, welcher Mensch sie sein würde, wenn das mit Bernd nicht passiert wäre. Sie will vergessen und sie will nicht vergessen. Im Regal neben ihrem Schreibplatz hat sie eine Art Gedenkstätte eingerichtet, mit einem Porträt ihres Sohnes, Herzen aus Speckstein, Engeln und Kerzen. Sie begrüßt und verabschiedet ihn: Guten Morgen, Bernd. Auf Wiedersehen, Bernd.

Wochen versickern, Jahre verenden. Vier, fünf Mal fährt Ute Hermes zum Friedwald, weil etwas sie dorthin zieht. Doch wenn sie vor der Hainbuche steht, fühlt sie sich ihm nicht nahe. Der Februar 2017 geht vorüber, Bernds Todestag, sein 35. Geburtstag. Eines Tages blickt sie auf sein Foto und empfindet nichts. Der Anblick löst keine Trauer oder Verzweiflung aus, nur Teilnahmslosigkeit. Ute Hermes ist über ihre plötzliche Kälte erschüttert. Ihre Therapie sagt, das sei eine normale Schutzreaktion. Die Erklärung beruhigt Ute Hermes, doch die Vorstellung, Bernd zu vergessen, macht ihr Angst. Sie lässt seinen Namen in ihren Ehering gravieren.

In einer ihrer Therapiesitzungen hat sie sich einen Ort erdacht, an dem sie Bernd treffen kann. Es ist ein Sandstrand mit Dünen, Sonne und einem leichten, kühlen Wind. Manchmal stellt sie sich vor, wie sie und Bernd dort am Meer entlanggehen. Dann würde sie ihm gern sagen: Hab' bitte keine Angst.

Wie die Geschichte entstand: „Ich glaube, das es einen Versuch wert wäre, mich zu zeigen, damit andere ähnlich Betroffene wissen, dass sie nicht allein sind. Und dann kann ich immer noch schauen, auf welche Art und Weise ich DA SEIN kann. Denn ich glaube, das ist es, was mir fehlt: Dass einfach jemand DA war,“ das stand in einer der vielen E-Mails, die Ute Hermes unserer Autorin schrieb. Der Kontakt war über Marion Weade und ihren Verein zustande gekommen. Es folgten Telefonate, Besuche bei Ute Hermes in der nordrhein-westfälischen Provinz, eine gemeinsame Fahrt zu Bernds Grab. Zu Beginn der Recherche wollte Ute Hermes vor allem bewirken, dass ihr Sohn nicht in Vergessenheit gerät, dass etwas von ihm bleibt. Heute sagt sie, die vielen Fragen hätten ihr geholfen, das Geschehene zu verarbeiten.



Als Bernds Leiche im Sommer 2015 identifiziert werden konnte, berichtete unter anderem „Bild“ darüber: Mit einem Foto und Informationen aus dem Steckbrief, den Ute Hermes für ihre Suche im Internet verfasst hatte